

Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 26 (1950-1951)
Heft: 7

Artikel: Nur ein Landarzt
Autor: Meyer, M.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1070500>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

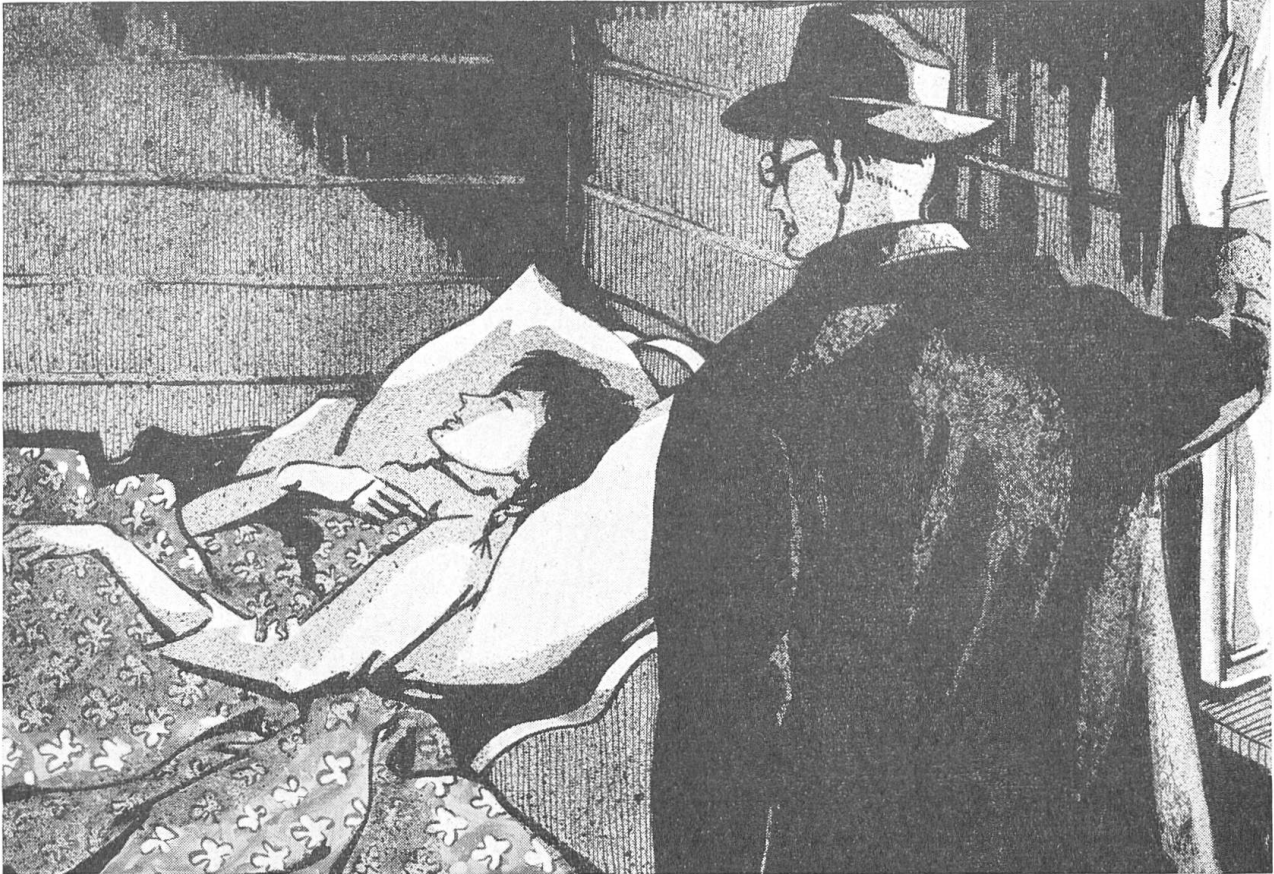
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 02.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Nur ein Landarzt

von Dr. med. M. MEYER, Bülach

Vor mehr als Jahresfrist wurde im «Schweizer Spiegel» unter der Rubrik «Schweizerische Anekdote» von einem Landarzt im Unterland berichtet, der vor einer Blutentnahme bei einem angetrunkenen Autofahrer seine Spritze mit Alkohol gereinigt habe, was zur Folge hatte, daß das gerichtsmedizinische Institut einen Alkoholgehalt feststellte, der genügt hätte, zwei Männer umzubringen.

Jene Anekdote schien dem Autor des vorliegenden Artikels einer ebenso weitverbreiteten wie falschen Beurteilung des Landarztes Vorschub zu leisten. Sie regte ihn an, den Lesern des «Schweizer Spiegels» etwas von der Tätigkeit eines Landarztes, wie sie wirklich ist, zu erzählen.

VOR 33 Jahren habe ich meine Praxis, die ich heute noch ausübe, mit Haus und Umgelände übernommen. Damals war die

ärztliche Einrichtung wirklich noch etwas spärlich. So erinnere ich mich gut, von meinem Vorgänger genau zwei Spritzen übernommen zu haben. Diese waren in einem mit violetter Samt ausgeschlagenen Etui untergebracht. Aber auch die Ärzte im fortschrittlichen Zürich verfügten zu jener Zeit über keine größere Auswahl. Heute ist mancher Landarzt besser eingerichtet als viele praktische Ärzte in der Stadt. Das hat seine Gründe.

In unserem Dorf stehen zum Beispiel einige kleinere Maschinenfabriken. Deshalb kommen oft Arbeiter mit Augenverletzungen oder mit Fremdkörpern im Auge zu mir. Ein Arzt in der Stadt würde diese sofort zu einem Spezialisten schicken. Ich muß sie selber behandeln. Auch gewisse einfache Nasen-, Hals- und Ohrenleiden, deren Behandlung der Arzt in der Stadt einem Spezialisten überläßt, behandelt der Landarzt selbst. So besitze ich Spezial-

apparaturen für Augen-, Ohren- und Nasenleiden, die wohl bei vielen praktischen Ärzten in der Stadt fehlen, weil sie für diese gar keine Verwendung haben.

Auch für die Sterilisation, soweit es so etwas überhaupt gibt, sind wir Landärzte bestimmt so gut eingerichtet wie jeder andere Arzt. So arbeite ich zum Beispiel mit drei verschiedenen Sterilisatoren. Der eine ist nur für Instrumente und Spritzen bestimmt, mit denen ich eitrig und infizierte Wunden behandelt habe, der andere für saubere Instrumente, mit denen ich kleinere Operationen vornehme, und der dritte für die großen, die hauptsächlich zur Geburtshilfe bestimmt sind.

Ich kann in meiner Praxis hie und da erleben, daß nicht nur die Städter den Landarzt unterschätzen. So wurde mir einmal von einer wohlhabenden und wohlmeinenden Familie ein Dienstmädchen angemeldet, das immer «chlöni» und «nie zwäg» sei. Ich untersuchte die Patientin gründlich, mußte sie aber als vollkommen gesund erklären.

Einige Tage später traf ich die Frau, bei der das Mädchen in Stellung war. Auf meine Frage, ob es ihm besser gehe, meinte die Frau: «Im Gegenteil», sie habe nach der Untersuchung gesagt: «Isch dänn nüt gsi mit däm Tokter, jetzt gang ich dänn uf Züri zum enä rächte Tokter!»

Es gibt aber auch gebildete Leute, die vom Landarzt wenig halten. «Wänn er öppis wär, dänn gieng er i d'Stadt!» denken sie. Nicht selten berichten mir Patienten in meiner Sprechstunde von ihren Besuchen bei einem Spezialisten in Zürich. Als Beweis dafür, daß das, was dieser gesagt oder getan habe, richtig gewesen sein müsse, erklären sie mir: «Wüsed Si, Herr Tokter, das isch halt en Spezialischt!» Meine Antwort lautet in diesen Fällen regelmäßig: «Entschuldigid Si, Si händ doch gmäint nur en Spezialischt!» Selbstverständlich weiß ich, daß der Spezialarzt seine Berechtigung hat. Der Zweck meiner Antwort ist nur, darauf hinzuweisen, daß die besonderen Kenntnisse, über die ein Spezialarzt verfügt, es keineswegs rechtfertigen, ihn in der Wertschätzung über den allgemeinen Arzt zu stellen, da die Beschränkung seiner Praxis auf sein bestimmtes Gebiet diesen häufig den Zusammenhang mit andern Gebieten einer ärztlichen Praxis verlieren läßt.

«**Holed en Tokter!**» Ich bin Militärarzt. Als wir einmal in der MSA in Lenk unserer 10 oder 12 Kollegen in einem Wirtshaus zusammensaßen, kamen einige Zivilisten aus dem Dorf und meldeten, bei einer Schwingerübung habe sich ein Schwinger einen Arm ausgerenkt, und baten uns, einen Arzt zu schicken.

Ich fragte meine Kollegen, wer gehen wolle. Diese waren teils Spezialisten, teils praktische Ärzte aus der Stadt. Keiner meldete sich. Sie schauten sich gegenseitig an und gestanden endlich, gar nicht in der Lage zu sein, einen solchen Fall zu behandeln. Es blieb mir, dem einzigen Landarzt, nur übrig, selber hinzugehen. Aber alle meine Kollegen wollten mich dann begleiten, um auch wieder einmal zu sehen, wie die Einrenkung eines Armes vor sich gehe.

Es wäre falsch, einen kleinen Vorfall wie diesen den beteiligten Ärzten zum Vorwurf zu machen. Eine Armausrenkung kommt in ihrer Praxis fast gar nicht mehr vor. Und wenn es einmal doch geschieht, können sie den Patienten ins Spital schicken.

Ein anderesmal fuhr ein bekannter Augenarzt auf der Landstraße einen Fußgänger an. Er sprang aus dem Wagen und rief den herbeieilenden Bauern, als er den Verletzten blutend am Boden liegen sah, zu: «Holed en Tokter!»

Da ich gerade bei den Augenärzten bin, erzähle ich noch eine Begebenheit, die sich allerdings schon vor etwa 25 Jahren abgespielt hat.

Ein Bauer aus unserer Gegend suchte damals, weil ihn von allen seinen Übeln die Sehstörungen am meisten hinderten, die Augenklinik einer schweizerischen Großstadt auf. Dort diagnostizierte man prompt die Art seiner Sehstörungen. Man behandelte ihn und entließ ihn nach einiger Zeit als voll arbeitsfähig. Aber der Patient fühlte sich immer noch krank. Schließlich kam er zu mir. Ich untersuchte ihn gründlich, ohne die Hauptaufmerksamkeit auf die Augen zu richten, und stellte eine nasse Brustfellentzündung fest. Der Patient hatte hohes Fieber. Bei der Punktion entnahm ich ihm ganze drei Liter Wasser.

Ein Fall wie dieser könnte heute nicht mehr vorkommen. Die Patienten werden heute auch auf einer Spezialklinik in einer Weise durchuntersucht, die manchmal mehr im Interesse der Wissenschaft als des Patienten liegt. Ich führe den Fall nur an, um zu zeigen, wie ge-

fährlich es sein kann, eine Untersuchung von vornherein auf ein bestimmtes Organ zu beschränken.

Der praktische Arzt, vor allem auf dem Lande, befindet sich in der Zwangslage, Patienten aller Gebiete zu diagnostizieren und zu behandeln, während der Spezialist in der Regel Patienten vor sich hat, die auf die bereits erfolgte Diagnose eines andern Arztes zu ihm kommen oder bei denen es festzustehen scheint, welches Organ krank ist.

Schwere Nächte Ein Landarzt, der nicht in der Nähe ein Spital hat, muß in der Lage sein, auch Operationen vorzunehmen, die in der Stadt ganz selbstverständlich ein Spezialist durchführt.

Der Stadtarzt leistet in der Regel auch keine Geburtshilfe mehr. Für den Landarzt gehört sie noch zur Praxis. Heute bedeutet das neue Spital in unserem Dorf auch in dieser Beziehung für mich eine große Erleichterung. Früher waren die Stunden, die ich bei Geburten verbrachte, oft sehr schwer. Da wurde ich manchmal mitten in der Nacht in ein abgelegenes Bauernhaus gerufen. Die Patientin hatte starke Blutungen. Sie wurde immer bleicher und bleicher. Ich fühlte die Verantwortung für zwei Menschenleben auf mir lasten. Wenn ich dann nach dem Puls der Patientin griff und merkte, daß dieser aussetzte, so waren das Lagen, die nur der begreifen kann, der sie selbst erlebt hat. Es gab kein Telefon, um einen Spezialisten und ein Krankenauto herbeizurufen. Nur die Dorfhebamme stand einem bei. War eine Operation vorzunehmen, so mußte die Hebamme narkotisieren. Jetzt gibt es in den größeren Spitälern besonders ausgebildete Narkotiseure mit einem gewissen Einfühlungsvermögen. Das ist etwas anderes, als wenn man den operativen Eingriff vornehmen und gleichzeitig, gewissermaßen mit dem andern Auge, die Hebamme beaufsichtigen mußte.

Oft habe ich, wenn die Patientin einigermaßen transportfähig war, diese auf irgendein Fuhrwerk gepackt und bin mit ihr mit Roß und Wagen zwei Stunden lang, teils über schlechte Feldwege, in eisiger Kälte, Schnee und Regen, nach Zürich gefahren. In den zwanziger Jahren baute ich dann in meinem Auto eine Vorrichtung ein, um die Patienten ins Spital führen zu können.

Vor einiger Zeit war ich dabei, wie eine junge Frau gebar, bei deren Geburt ich vor zwanzig Jahren selbst eine ganze Nacht durchgestanden habe. Solche Ereignisse sind ein schöner Lohn. Wenn ich eine schwere Geburt glücklich durchgebracht hatte und nach langen Stunden gegen den Morgen hin nach Hause ging, dann erfüllte mich immer ein besonderes Hochgefühl.

Die eigene Frau im Wartezimmer Die Freizeit, die im Denken der Gegenwart eine so große

Rolle spielt, ist für uns Landärzte nicht vorhanden. Zu den Sprechstunden kommen die Hausbesuche, die mich weit übers Land führen. Bin ich endlich müde wieder daheim, dann ist zum mindesten bestimmt noch etwas in der Apotheke los. Der Landarzt muß eben oft auch noch eine Apotheke führen. An der Hochschule wurde er nicht besonders als Apotheker ausgebildet. Er ist also gezwungen, seine Kenntnisse selber zu erweitern. Das führt dazu, daß manche Landärzte über ein pharmakologisches Wissen verfügen, um das sie mancher Stadtarzt beneiden würde. Aber das Führen einer Apotheke zur Praxis hinzu ist eine schwere Last. Die Leute kommen zu jeder Tages- und Nachtzeit, um Medikamente zu holen.

Früher mußte ich übrigens auch noch als Orthopäde wirken und abends selber Schuheinlagen anfertigen. Heute tue ich das allerdings nicht mehr. Auch Zähne ziehe ich nur noch in Notfällen, wenn kein Zahnarzt zu erreichen ist oder bei sehr alten Leuten, die nicht mehr ins Dorf können.

Nachts beginnt dann die Schreiberei, die man durch die Krankenkassen hat. Das gibt viel zu tun, obschon ich eine Sekretärin zur Verfügung habe.

Seit Jahren möchte ich wieder einmal mit meiner Frau ein Konzert oder ein Theater besuchen. Aber wenn wir uns einmal Karten besorgt haben, werde ich bestimmt noch vor dem Nachtessen zu einem Schwerkranken gerufen. Bin ich dann so müde und abgehetzt wieder zu Hause, daß mir sogar der Appetit zum Essen vergangen ist, fehlt mir erst recht die Lust, in einer Hetzjagd das Theater vor Beginn der Vorstellung zu erreichen.

Unter dem Fehlen der Freizeit leidet nicht nur der Landarzt selbst, sondern seine ganze Familie. Das zeigte mir einmal kraß der fol-

gende Fall. Meine Frau war erkrankt; aber ich fand einfach keine Zeit, sie zu untersuchen, so viele Patienten waren zu betreuen. Da setzte sich meine Frau schließlich unwillig in mein Wartezimmer zu den andern Patienten. Ich mußte wirklich lachen über diesen Einfall. Meine Frau wurde dann auch prompt untersucht.

**« Mer müend
doch öppis bi de
Akte haa! »**

Die neue Zeit hat neue Medikamente gebracht, vor allem Sulfonamide und das Penicillin, die gerade für die Landärzte eine gewaltige Erleichterung bedeuten. Früher mußten wir Patienten mit einer Lungenentzündung täglich zwei- bis dreimal aufsuchen. Dann kam die Krisis und das Bangen, ob der Kranke überstehe oder nicht. Es war keine Kleinigkeit, gleichzeitig einige Patienten mit Lungenentzündung zu haben, die womöglich noch weit voneinander entfernt wohnten. Dank der neuen Mittel hat sich das gebessert. Auch das Zurückgehen der Tuberkulose macht sich stark bemerkbar. Früher hatte ich noch oft knochentuberkulöse Gelenke einzugipsen, heute ist das für mich zur Seltenheit geworden.

Aber die neue Zeit brachte auch Einrichtungen, die mir das Leben zuweilen verbittern. Sicher ist die Krankenkasse eine wertvolle Neuerung. Doch es ist schwer, sich in dem unabsehbaren Gewirr ihrer Bestimmungen und Paragraphen zurechtzufinden. Die einen Mittel werden bezahlt, andere oft unbegreiflicherweise nicht. Leidet zum Beispiel eine junge Frau unter Schwangerschaftserbrechen, kann das diese gesundheitlich stark beeinträchtigen. Aber lange Korrespondenzen mit Krankenkassen, um für solche Fälle bestimmte wirksame Mittel anzuerkennen, blieben erfolglos. Es kommt immer wieder vor, daß ich an Patienten sehr notwendige Mittel abgebe, die dann die Krankenkasse nicht anerkennt. Dann bleibt mir nur übrig, diese dem Patienten in Rechnung zu stellen oder den Schaden selbst zu tragen.

Eine weitere Zeiterscheinung, die mir viel Ärgernis bereitet, ist die Überspitzung des Zeugniswesens. Da verlangte man von mir einmal, einem Nationalrat ein Zeugnis auszustellen, daß er von einem Baum heruntergefallen sei und deshalb wirklich nicht an einer Sitzung teilnehmen könne. Dieses Zeugnis hatte ich dann nach Bern ins Bundeshaus zu schicken.

Ein anderesmal verlangte man von mir für einen Pfarrer ein Zeugnis auszustellen, daß er nicht amten könne. « Ich weigere mich, für Sie schreibe ich kein Zeugnis », erklärte ich dem Pfarrer, « wem sollte man dann noch glauben, wenn man nicht einmal einem Pfarrer glaubt, daß er krank sei, wenn er sich krank erklärt! »

Heute habe ich den Kampf gegen die Überspitzung des Zeugniswesens, den ich bis vor ganz kurzem führte, aufgegeben. Das Anrennen gegen die Mauer des Bürokratismus ist aussichtslos. Es läßt sich gegen die eigentlich doch recht einfältige Begründung: « Aber mer müend doch öppis bi de Akte haa! » nicht aufkommen.

**Das Begräbnis
ohne Totenschein**

Die städtische Bevölkerung kann sich kaum eine Vorstellung davon machen, wie groß die Zahl der Anormalen und Schwachsinnigen in der Schweiz ist. In der Stadt werden diese viel häufiger als auf dem Lande in Anstalten versorgt. Sie treten deshalb weniger in Erscheinung. Dem Landarzt muß sich die Notwendigkeit aufdrängen, den Kampf gegen den Schwachsinn ebenso eindringlich wie jenen gegen die Tuberkulose zu führen.

Bei einem Besuch in einem Kinderheim fiel mir einmal ein Säugling als ein Prachtskerl auf. Er stach groß, kraftstrotzend, rotbackig aus allen andern heraus. Auf meine Frage nach dem Vater des Kindes antwortete die Schwester kleinlaut, es sei ein Uneheliches, ein kleiner Fallschirmabspringer. Der Vater, ein amerikanischer Pilot, der aus seiner defekten Maschine über der Schweiz abgesprungen war und nur einige Wochen in der Schweiz interniert blieb, befinde sich wieder in Amerika.

Die Schwester erwartete wohl von mir die alte Platte des Klageliedes über die Unehelichen und die Internierten zu hören. Aber meine Gedanken gingen in anderer Richtung.

Ich teile die Meinung, daß eine der wichtigsten Ursachen der Verbreitung des Schwachsinn bei uns auf dem Lande die immer noch stark verbreitete Inzucht ist. Die Niederlassungsfreiheit der Schweiz geht ja auf nicht mehr als 100 Jahre zurück. Mit andern Worten, ein Bürger von Rüti konnte damals nur mit den größten Schwierigkeiten oder überhaupt nicht eine Frau aus Jona heiraten und mit ihr in Rüti wohnen. So heiratete man eben

im gleichen Dorf, wo ohnehin alle miteinander verwandt sind. Die gesetzlichen Schranken sind nun seit Generationen gefallen. Aber das Ineinanderheiraten ist immer noch sehr häufig. Ich bin überzeugt, daß die Bauernbevölkerung viel eindringlicher, als es heute noch geschieht, über die möglichen Folgen der Inzucht aufgeklärt werden sollte.

Als Hausarzt einer mit Schwachsinn belasteten Familie erlebte ich einmal einen besonders tragischen Fall. Die Familie besaß drei Töchter. Eine war normal, die beiden andern geisteschwach. Die gesunde Tochter hätte gerne geheiratet, aber wenn sie den angehenden Bräutigam nach Hause brachte und dieser die beiden Schwachsinnigen sah, fand die Bekanntschaft regelmäßig ein Ende.

Eines Tages wurde ich zu dieser Familie gerufen. Die beiden anormalen Töchter lagen schwer erkrankt im Bett. Die eine starb sozusagen unter meinen Händen. Man drang auf mich ein, den Totenschein auszustellen. Das konnte ich nicht verantworten, ohne genau zu wissen, woran das Mädchen gestorben war. Ich versprach also, am nächsten Morgen wieder zu kommen, inzwischen wollte ich mir die Sache reiflich überlegen.

Als ich mich anderntags zu dieser Familie auf den Weg machte, kam mir ein Leichenzug entgegen. Wie dieser näher kam, stellte ich — ich traute meinen Augen kaum — fest, daß man die geistesschwache Tochter zu Grabe trug, knapp 24 Stunden nach deren Tod und ohne Totenschein.

Der Behörde mußte ein Fehler unterlaufen sein. Ich konnte aber den Trauerzug nicht stören, nur weil ich wußte, daß kein Totenschein vorlag. So setzte ich den Weg nach dem Hause der Familie fort, um die Kranke zu besuchen.

Ich fand niemanden daheim. Alle Familienangehörigen nahmen an der Beerdigung teil. Bloß die Patientin lag in einem verdunkelten Zimmer im Parterre des Hinterhauses. Ich trat an das Fenster und drückte es mit einem leichten Stoß auf. Die Kranke im Bett kehrte mir den Rücken zu. Als ich ihr zurief, der Doktor sei da, schien sie sich mir zuwenden zu wollen, aber sie brachte die Kraft dazu nicht auf. Es gelang ihr nur, den Kopf etwas zur Seite zu drehen. Da schoß es mir wie ein Blitz durch den Kopf — sie ist gelähmt, vielleicht ist sie mit Arsen vergiftet. Ich berichtete sofort dem gerichtsmedizinischen Institut. Tatsächlich

wurde eine Arsenvergiftung festgestellt. Gerettet konnte die Patientin nicht mehr werden. Sie starb am zweiten Tag. Die normale Tochter gestand dann, ihre beiden Schwestern vergiftet zu haben, damit ihr diese nicht mehr jede Möglichkeit zum Heiraten verderben könnten.

En gschide tume Hagel Landarzt zu sein hat auch seine Vorteile. Es melden sich bei mir zum Beispiel fast keine eingebildeten Kranken. Die Ausnahme des Kari bestätigt nur die Regel. Dieser fühlte sich immer und überall krank. Bald spürte er da etwas, bald dort. Aber sogar dieser Patient zeigte, als er dann einmal wirklich erkrankte, eine ungewöhnliche Einsicht. Er erklärte nämlich zum erstenmal, es fehle ihm nichts und fügte im gleichen Atemzug bei: « Gälled, Herr Tokter, wänn am Kari emal nüt meh fählt, dänn stimmt öppis nüme, dänn isch er sicher chrank! »

Meine angenehmsten Patienten sind die Bauern. Ich unterhalte mich gerne mit ihnen und freue mich über ihre treffenden Antworten. Wenn ich mit Halbgebildeten zu reden habe, erzählen sie mir, was sie vor einer Stunde im Radio gehört oder in der Zeitung gelesen haben. Ein Bauer sagt mir immer, was er selber denkt.

Als einmal ein alter Bauer zu mir in die Sprechstunde kam und über seine Altersbeschwerden klagte, wandte ich ihm gegenüber den ziemlich einfältigen Spruch an, den viele Ärzte scherzhaft gebrauchen: « Jä, guete Ma, ich cha Si nüme jung mache! » « Entschuldigd Si, Herr Tokter », meinte darauf jener, « das weiß ich scho, wäge däm bin ich ja au nid zu Ihne cho, aber ich bin zu Ihne cho, daß Si mich no chli älter mached. »

Ein anderer Bauernpatient erzählte mir, wie er einmal mit seinem etwas schäbigen Wagen und einem struppigen Rößlein davor nach Zürich gefahren sei, um einen Kunden mit Äpfeln zu versorgen. An einem belebten Platze habe er mit seinem Gaul so unbeholfen manövriert, daß er den Tramwagen der Linie 4 blockierte. Als der Wagenführer, unwillig über das Verkehrshindernis, ihn mit rotem Kopf angeschrien habe: « Du chaibe Buurerammel! », hätte er diesem ruhig zurückgegeben: « Bis doch du stille, ich hocke wenigstens no uf mim eigene Charre, du häsch dine ja nunu vo dr Stadt vertleent! »

Die zutreffendste Kennzeichnung eines damals bei uns herum als eigensinniger Kopf bekannten Politikers, bekam ich von einem Bauern. Der erklärte mir: «Lueget Si, Herr Tokter, ich bin halt nur en gewöhnliche tume Hagel, aber dä säb isch en gschiide tume Hagel.»

Meine städtischen Kollegen staunen immer wieder, wie offen ich meinen Patienten das Ergebnis meiner Diagnosen sagen kann, auch wenn diese noch so schlimm ausfallen. Ein intelligenter Bauer lebt eben mit der Natur. Er sieht die Pflanzen in der Blüte und im Vergehen und wird jeden Tag daran erinnert, daß auch er einmal gehen muß. Mit dem Älterwerden rechnen die Bauern mit dem Tod. Wenn sie krank werden und nicht mehr arbeiten können, fühlen sie sich in der Gemeinschaft der hart arbeitenden Familie und der Nachbarn als Fremdkörper. Das Sterben ist dann für sie die natürlichste Sache der Welt.

Vor einiger Zeit suchte mich ein älterer Bauer auf. Ich untersuchte ihn und stellte einen nicht mehr operierbaren Magenkrebs fest. Das erklärte ich ihm und fügte hinzu, daß ich ihm mit meinen ärztlichen Maßnahmen nur noch Linderungen verschaffen könne. Er nahm den Bescheid ruhig entgegen und ging nach Hause. Ich hörte nichts mehr von ihm.

Nach einem halben Jahr berichtete man mir, er sei gestorben und bat mich zur Leichenschau. Ich fragte die Angehörigen, weshalb man mir nie mehr berichtet habe. Diese erklärten, der Vater habe halt gesagt, der Doktor hätte festgestellt, daß doch nichts mehr zu machen sei, und da er nicht unter unerträglichen Schmerzen litt, sondern nur immer schwächer wurde, habe er mich nicht mehr bemühen wollen.

Die Kranken auf dem Lande wissen, daß es der «Tokter» nicht leicht hat. Sie sind deshalb sehr rücksichtsvoll und lassen mich

nachts nur rufen, wenn sie wirklich überzeugt sind, daß ein Notfall vorliegt. Die Patienten bleiben einem auch treu. Ich bin schon der vierte Arzt in meiner Praxis. In den meisten Familien unseres Dorfes waren schon die Urgroßväter Patienten dieses Hauses.

Der Landarzt ist viel enger mit der Bevölkerung verbunden, als dies sein städtischer Kollege sein kann. Er ist der Hausarzt geblieben, an den man sich wendet, auch wenn einen seelisch etwas drückt. Doch auch in einem weiteren Sinne nimmt der Landarzt einen regen Anteil an der Gemeinschaft. Das ist etwas vom Schönsten und Wertvollsten. Alle meine Kollegen haben irgendein Amt in der Gemeindeverwaltung, sei es als Schulpfleger, Kirchenpfleger, als Gemeinderat oder sogar als Gemeindepräsident. Auch die Samariterkurse bringen einen der Bevölkerung näher. Sehr oft wird der Herr Doktor selbst bei ganz und gar unmedizinischen Angelegenheiten um Rat gefragt. Wenn ich durch das Dorf gehe und die Leute mir zurufen: «Grüezi, Herr Tokter», dann darf ich annehmen, daß dieser Gruß mehr als eine Förmlichkeit ist.

Bei der Volksabstimmung über das Chiropraktikergesetz hat unser Unterland, obschon man es den «Schwarzen Erdteil» nennt, diese Initiative verworfen, während das aufgeklärte Zürich sie angenommen hat. Das ist auch ein Beweis für das Vertrauen, das der Landarzt bei uns trotz allem genießt.

Ich komme, besonders im Militärdienst, viel mit jungen Ärzten in Berührung. Ich frage sie oft nach ihren Zukunftsplänen. In den letzten Jahren bekomme ich wieder häufiger die Antwort: «Ich will Landarzt werden.»

Ich frage dann jedesmal, ob er genügend Idealist sei, denn sonst werde er enttäuscht werden. Habe ich aber wirklich einen solchen vor mir, dann kann ich ihm versprechen, daß ihm ein reiches, volles Leben in Aussicht steht.